

Geschlechtsklassifikation durch Vornamen und Geschlechtsrollen im Wandel*

Der Aufsatz versucht, zwei Fragen zu beantworten: 1. In welchem Maße wird über die Benutzung von Vornamen das Geschlecht von Personen klassifiziert und lässt sich diesbezüglich ein sozialer Wandel feststellen? Zur Beantwortung dieser Frage wurde eine kleine Befragung durchgeführt, in der Befragte neu erfundene Vornamen danach klassifizieren sollten, ob es sich bei den einzelnen Namen um einen männlichen oder um einen weiblichen Namen handelt. Die Ergebnisse zeigen, dass die Befragten zu einer weitgehend richtigen Einschätzung kommen. Eine fonetische Analyse kann zeigen, dass die richtige Entscheidung von den den Geschlechtern zugeordneten fonetischen Merkmalen strukturiert wird. Die Analysen zeigen weiterhin, dass die Eindeutigkeit der fonetischen Markierung des Geschlechts im Zeitverlauf (1950 bis 1990) sich nicht verändert hat, Prozesse der Androgynisierung von Vornamen also nicht stattgefunden haben. 2. Weiterhin wird untersucht, ob die Eltern je nach Geschlecht des Kindes auf unterschiedliche Namenskulturkreise zurückgreifen und ob sich dies im Zeitverlauf der letzten 100 Jahre geändert hat. Die Ergebnisse zeigen, dass die Jungennamen traditionsgebundener sind, während die Mädchennamen sich schneller wandeln und empfänglicher für die Namen vormals anderer Kulturkreise sind. Zudem zeigt sich, dass Traditionsbindung für beide Geschlechter etwas Unterschiedliches bedeutet. Beide Befunde deuten darauf hin, dass die Vornamen mit geschlechtstypischen Rollenvorstellungen verbunden sind und es diesbezüglich wenig Veränderungen in der Zeit gegeben hat.

1. Einleitung

Im Verlauf der Geschichte der Bundesrepublik, vor allem aber ab der Mitte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, haben sich die Rechte der Frauen erweitert und ein Emanzipationsprozess der Frauen hat stattgefunden. Dieser soziale Wandel manifestiert sich in einer Vielzahl von „harten“ und „weichen“ Indikatoren: der Erhöhung des Anteils von Frauen an den Studierenden, in der Erhöhung der weiblichen Erwerbsquote, der Zunahme der Besetzung von Führungspositionen in der Politik durch Frauen, in der Veränderung des Scheidungs- und Familienrechts, aber auch in den veränderten Einstellungen der Bürger zu geschlechtsspezifischen Rollen.¹ Der Prozess der Zunahme der Gleichberechtigung der Frauen manifestiert sich auch in einer neuen, auf Gleichberechtigung bedachten sprachlichen Etikettierung

der beiden Geschlechter. Die alleinige Verwendung der männlichen Form ist delegitimiert und weitgehend ersetzt worden durch eine sprachliche Differenzierung in männliche oder weibliche Formen – z.B. der Präsident und die Präsidentin – oder, wenn dies sprachlich möglich ist, durch geschlechtsneutrale Anredeformen. So wurde auch der Deutsche Soziologentag umbenannt in Deutscher Soziologiekongress und aus Studenten sind Studierende geworden. Die Vermeidung der allein männlichen Form zur Bezeichnung von sozialen Positionen oder Kollektivsubjekten wird dabei verstanden als eine sprachliche Manifestation einer symmetrischen, gleichberechtigten Vorstellung im Hinblick auf die Wertigkeit der beiden Geschlechter.

Ich möchte in diesem Aufsatz zwei Fragen nachgehen: In welchem Maße wird über die Benutzung von Vornamen das Geschlecht von Personen klassifiziert und lässt sich diesbezüglich ein sozialer Wandel der Abnahme

* Die Ausführungen sind Teil einer größeren Studie über die Entwicklung von Vornamen (vgl. Gerhards 2003).

der Geschlechtseindeutigkeit von Vornamen feststellen? Greifen die Eltern je nach Geschlecht des Kindes auf unterschiedliche Namenskulturkreise zurück, sind damit geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen verbunden und haben sich diese im Zeitverlauf der letzten 100 Jahre verändert?

2. Die Markierung von Geschlecht durch die Vergabe von Vornamen

In welchem Maße die Geschlechterdifferenz durch biologische Faktoren bestimmt ist, ist eine in der Soziologie strittige Frage. Drei Positionen lassen sich unterscheiden (vgl. Hirschauer 1993: 21ff.). Die amerikanische Soziologie hat lange mit der begrifflichen Unterscheidung von „sex“ und „gender“ gearbeitet (Cerulo 1997). Während mit „sex“ die biologischen Anlagen und Dispositionen gemeint werden, bezeichnet „gender“ die soziale Überformung von „sex“ durch gesellschaftliche Geschlechterrollenvorstellungen. Die Plausibilität der Dichotomisierung in „sex“ und „gender“ und die damit verbundene Aufteilung in Natur- und Sozialwissenschaften ist von einigen Autoren angezweifelt worden. Erving Goffman (1977: 302) betont, dass die Gesellschaft biologische Vorgaben ausbauen, aber auch völlig übergehen und neutralisieren kann. West/Zimmermann (1991) haben die terminologische Differenzierung in „sex“ und „gender“ um eine dritte Kategorie erweitert, die sie als „sex-category“ bezeichnen. „Sex“ bezeichnet das biologische Geschlecht, „sex-category“ die soziale Zuordnung zum biologischen Geschlecht und „gender“ geschlechtsspezifische Rollenerwartungen. Während mit Geschlecht das biologische Geschlecht bezeichnet wird, beziehen sich Geschlechtsklassifikation und Geschlechtsrollen auf die soziale Konstruktion von Geschlecht (Tyrell 1986: 452). Aber auch diese Position ist von einigen Autoren mit dem Argument in Zweifel gezogen worden, dass auch sie weiterhin von einer „außersozialen“ Existenz von Geschlecht ausgehe (Hirschauer 1989). Die dritte und radikalste Position ist entsprechend rein kulturalistisch konzeptionalisiert und be-

tont, dass (a) „der Rekurs auf natürliche Unterschiede ein Rekurs auf kulturell konstituierte Zeichenrealität“ (Hirschauer 1993: 22) ist und (b) „daß es überhaupt keine „natürliche“, von der Dimension des Sozialen freie Wahrnehmung und Betrachtung des Körpers geben kann“ (Mary Douglas zitiert in Hirschauer 1993: 23). Auch die Genitalien sind aus der Perspektive dieser Position nicht automatisch geschlechtsklassifizierend, allein die Interpretation der Genitalien als Geschlechtszeichen macht sie zu einem geschlechtsklassifizierenden Merkmal. Geschlecht wird erst dadurch hergestellt, dass über sozial definierte „Marker“ deutlich gemacht wird, ob wir es mit einer Frau oder einem Mann zu tun haben. Kleidung, Make-up, Haarlänge, die Art zu reden oder zu gehen können geschlechtsspezifisch unterschiedlich definiert sein, sie müssen dies aber nicht, und insofern handelt es sich um sozial definierte Geschlechtsklassifikationen.² Anzug und Krawatte zu tragen war zum Beispiel noch bis vor kurzem fast ausschließlich den Männern vorbehalten und insofern ein fast eindeutiger Geschlechtsmarker. 1970 erregte die Bundestagsabgeordnete Lenelotte von Bothmer von der SPD noch großes Aufsehen, weil sie als erste Frau in einem Hosenanzug an das Rednerpult des Deutschen Bundestages getreten war. Der Vizepräsident des Bundestages Jäger hatte vorher erklärt, er werde keiner Frau erlauben, in Hosen im Plenum zu erscheinen, geschweige denn das Rednerpult zu betreten. Diese Äußerung hatte die Abgeordnete von Bothmer so provoziert, dass sie sich einen hellen Hosenanzug mit langer Jacke kaufte und damit bei nächster Gelegenheit in den Bundestag kam. Der ganze Saal geriet in Bewegung, die Presse richtete ihre Aufmerksamkeit auf den Vorfall, Frau von Bothmer erhielt eine Vielzahl an anonymen Schreiben, in denen sie zum Teil heftigst beschimpft wurde.³ Meine Schwester, die in den 60er Jahren ein Ursulinalgymnasium besuchte, war – wie alle Schülerinnen der Schule – gehalten, in einem Rock in die Schule zu kommen. Dass Hosen und Anzüge heute kaum noch als Marker für das Geschlecht einer Person taugen, zeigt ein Blick in jeden Hörsaal einer deutschen Universität oder auf die Kinowerbung.

Auch mit Vornamen kann das Geschlecht angezeigt werden. Im Unterschied zur Markierung von Geschlecht durch Moden scheint der Markierung von Geschlecht durch Vornamen eine fundamentalere Bedeutung zuzukommen, weil die Markierung in aller Regel eine lebenslange und andere Klassifikationen bestimmende Einordnung ist, auf alle Menschen angewandt wird und insofern binär codiert ist (Tyrell 1986)⁴, als alle Personen nur einem der beiden Geschlechter zugeordnet werden.⁵ Es ist aber eine prinzipiell offene Frage, ob und in welchem Maße mit dem Vornamen das Geschlecht des neugeborenen Kindes zum Ausdruck gebracht wird, ob also durch den Namen das biologische Geschlecht des Kindes markiert wird. Ein Vergleich der Rechtsprechung in den Vereinigten Staaten und in Deutschland macht dies deutlich. In Deutschland prüft das Standesamt die Rechtmäßigkeit der durch die Eltern vorgeschlagenen Vornamen. Der Maßstab der Orientierung der Prüfung ist das Wohl des Kindes; rechtliche Beschränkungen der elterlichen Wahlfreiheit rechtfertigen sich deshalb aus dem Wächteramt des Staates. Als Wohl des Kindes wird in der deutschen Rechtsprechung u.a. festgelegt, dass (a) Geschwister nicht denselben Namen haben dürfen, (b) keine anstößigen, lächerlichen oder sonst belastende Namen, aber auch (c) keine Namen von Gebrauchsgegenständen oder Konsumartikel benutzt werden dürfen und (d) die Namen – sieht man von statistisch nicht relevanten Ausnahmen wie z.B. Maria ab⁶ – geschlechtseindeutig sein müssen (vgl. Raschauer 1978; Diedrichsen 1995).⁷

Ganz anders die Situation in den Vereinigten Staaten: Hier gibt es keine Rechtsvorschriften, die die Vergabepaxis von Vornamen vorschreiben. Sowohl die Erfindung völlig neuer Vornamen als auch die Verwendung von anstößigen Namen, aber auch die Verwendung bis dato nur für Jungen benutzter Vornamen für Mädchen et vice versa ist hier zulässig. Diese Unterschiede im Namensrecht in den beiden Ländern verweisen einerseits auf fundamentale Kulturunterschiede zwischen den beiden Ländern, die sich auch in anderen Rechtsfragen, zum Beispiel in der rechtlichen Regelung der Ab-

treibungsfrage spiegeln: die Betonung individueller Freiheitsrechte gegenüber staatlicher Regulierung in den Vereinigten Staaten, die Betonung der Idee des schützenden Staates in Deutschland (vgl. Ferree/Gamson/Gerhards/Rucht 2002). Andererseits beeinflussen die unterschiedlichen rechtlichen Namensregelungen die Handlungen der Bürger, indem sie den Möglichkeitsrahmen von Wahlhandlungen begrenzen beziehungsweise erweitern. Auch wenn sich die deutsche Namensregelung in der Rechtsanwendung langsam informalisiert hat, bleibt der Möglichkeitsraum der Verwendung von geschlechtsneutralen Namen, der Verwendung von vormals weiblichen Namen für Jungen beziehungsweise von männlichen Namen für Mädchen im Unterschied zu den Vereinigten Staaten sehr begrenzt.⁸

Die Möglichkeit der Erfindung neuer Namen und die rechtliche Offenheit der Markierung des Geschlechts eines Kindes durch den Vornamen in den USA ermöglicht zu prüfen, ob eine Attribuierung von Geschlecht durch Vornamen auch unter Bedingungen formalrechtlicher Freiheit stattfindet. Dazu eignen sich neu erfundene Namen in besonderer Weise und dies aus folgendem Grund. Eltern verfügen über ein Erfahrungswissen, das ihnen sagt, welche Vornamen normalerweise mit welchem Geschlecht verbunden sind. Wir wissen z.B. dass Peter, Karl, aber auch Mike, Thorsten oder Boris Vornamen sind, die in aller Regel zur Markierung von Jungen verwendet werden, weil wir – sei es unmittelbar, sei es medial vermittelt – Personen kennen gelernt haben, die diese Namen tragen und deren Geschlecht als männlich gilt. Gängige Namen sind in aller Regel auf der Basis von Erfahrungswissen in unserer Erinnerung fest mit einem Geschlecht assoziiert, ganz unabhängig davon, ob die Zuordnung von Geschlecht und Vornamen rechtlich geregelt oder offen gestaltet ist. Ganz anders verhält es sich mit neu erfundenen Namen. Hier können wir nicht auf ein Erfahrungswissen zurückgreifen, das uns sagt, mit welchem Namen welches Geschlecht verbunden ist. Und insofern eignen sich neue Namen dazu zu prüfen, ob und in welchem Ausmaß die Markierung von Geschlecht durch den Vornamen auch dann

funktioniert, wenn wir auf kein Erfahrungswissen zurückgreifen können.

Stanley Lieberson und Kelly S. Mikelson haben genau dies versucht. Im Unterschied zu Deutschland ist es in den USA möglich, neue Namen zu erfinden und für seine Kinder zu verwenden. Lieberson/Mikelson (1995: 933) haben eine Zufallsauswahl von acht für Jungen und acht für Mädchen vergebenen Namen aus einer Liste der in New York State vergebenen neuen Namen gezogen, und dann 225 Personen gebeten, einzuschätzen, ob es sich bei den einzelnen Namen um einen männlichen oder um einen weiblichen Namen handelt. Ich habe dieses „Rating“ mit denselben Namen, die Lieberson/Mikelson ausgewählt hatten, mit Studenten repliziert (N=184), indem ich diesen die gleiche Liste an Vornamen vorgelegt und gebeten habe, zu notieren, welche der Vornamen ihrer Ansicht nach für ein Mädchen und welche für einen Jungen benutzt wurden.

Die Tabelle gibt das Ergebnis des amerikanischen „Ratings“ und der deutschen Replikation wieder. In der ersten Spalte finden sich die 16 neu erfundenen Namen, in der zweiten Spalte das Geschlecht der Kinder, denen der Name zugeordnet wurde. Die dritte und vierte Spalte geben für die beiden

Länder den Prozentsatz der richtigen Antworten wieder.

Eine rein zufällige Einschätzung des durch den Vornamen markierten Geschlechts hätte zu einer 50-prozentigen Trefferquote geführt. In 13 von 16 Fällen waren die amerikanischen Befragten in der Lage, das Geschlecht des Kindes, das den jeweiligen Namen erhalten hatte, überdurchschnittlich richtig vorauszusagen. Das sind immerhin 81%. In den Fällen, in denen die Geschlechtszuordnung zum Namen richtig erfolgte, liegen die Prozentsätze der richtigen Antworten zum Teil über 80%, also deutlich über der Zufallsverteilung. Chanti wurde von 89% und Furelle von 75% falsch als Mädchenname eingestuft; Kariffe wurde von ungefähr 59% Prozent falsch als Jungenname eingestuft. Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis kommen die deutschen Befragten; sie schätzen das Geschlecht des Vornamens weitgehend ähnlich, meist sogar etwas besser als die amerikanischen Befragten ein.⁹

Da es sich bei den Namen um neu eingeführte Namen handelt, konnten die Befragten in beiden Ländern nicht auf Erfahrungswissen zurückgreifen, um auf das Geschlecht des Kindes, für das der jeweilige Name verwendet wurde, zu schließen. Offensichtlich

Tabelle: Zuordnung des Geschlechts zu neu erfundenen Vornamen in den USA und in Deutschland im Vergleich (%)

Vornamen	Geschlecht	Übereinstimmung in der Einschätzung des Geschlechts in den USA	Übereinstimmung in der Einschätzung des Geschlechts in Deutschland
Lamecca	weiblich	93,6	97,8
Husan	männlich	89,5	96,2
Timitra	weiblich	89,0	94,6
Oukayod	männlich	86,3	90,2
Maleka	weiblich	85,5	95,7
Sukoya	weiblich	79,5	87,0
Jorell	männlich	79,1	50,0
Rashueen	männlich	76,4	78,3
Shatyre	weiblich	72,7	81,5
Gerais	männlich	71,7	89,1
Triciaan	weiblich	68,9	7,1
Cagdas	männlich	68,8	74,5
Shameki	weiblich	65,5	50,0
Kariffe	weiblich	41,4	51,1
Furelle	männlich	25,0	4,3
Chanti	männlich	10,9	48,3

ist den meisten der neu gegebenen Namen aber eine spezifische Fonetik eigen, die mit einem typisch männlichen Klang und einem typisch weiblichen Klang verbunden ist. Umgekehrt formuliert: Das Erfahrungswissen im Hinblick auf das Geschlecht von Vornamen ist nicht allein ein konkretes Wissen, insofern die Mitglieder qua konkreter Erfahrung wissen, welcher Name mit welchem Geschlecht verbunden ist, sondern es handelt sich um ein generalisiertes fonetisches Wissen, das generative Fähigkeiten besitzt, insofern es auch auf die Entschlüsselung von neuen Namen übertragen und zur Decodierung des wahrscheinlichen Geschlechts benutzt werden kann. Und dieses Wissen scheint für den amerikanischen und deutschen Sprachraum ähnlich zu sein, sonst könnte man die hohe Übereinstimmung in den „Ratings“ nicht erklären. Dass dem so ist, hat mit den gemeinsamen Wurzeln der beiden Sprachen zu tun und spiegelt sich zum Teil in einem ähnlichen Namensreservoir wider, das partiell auf Eroberung und gemeinsame kulturelle Traditionen, wie das Christentum, zurückzuführen ist (vgl. dazu Smart 1995).

Welches sind aber die Merkmale von Vornamen, von denen man auf das wahrscheinliche Geschlecht schließen kann? Ich konzentriere mich im Folgenden auf eine Erklärung der Einschätzungen der deutschen Probanden, weil für die Einschätzung der amerikanischen Befragten Lieberson/Mikelson (1995) eine Erklärung vorgelegt haben, orientiere mich aber zugleich an deren überzeugender Argumentationslinie. Um die typische Fonetik von männlichen und weiblichen Vornamen zu bestimmen, beziehe ich mich auf einen Datensatz von Vornamen, den wir zur Analyse von Prozessen kulturellen Wandels in zwei Gemeinden Deutschlands für den Zeitraum der letzten 100 Jahre erhoben haben (genauere Angaben zu den Daten folgen in Kapitel 2). Aus diesem Namenspool habe ich die Namen, die zwischen 1950 und 1990 vergeben wurden, ausgewählt und dann auf geschlechtsspezifische fonetische Merkmale analysiert. Ich gehe davon aus, dass die auf diese Weise empirisch rekonstruierten geschlechtsspezifischen fonetischen Merkmale von Vornamen auch den Befragten implizit bekannt sind, weil sie dau-

erhaft in ihren Interaktionen Erfahrungen mit diesen Namen und den Namen zugeordneten Geschlechtern gemacht haben; sie verfügen also über ein fonetisches Gedächtnis, in dem eine bestimmte Namensfonetik mit Geschlechtszuordnungen assoziiert ist. Dieses Erfahrungswissen bildet wahrscheinlich die Grundlage für die Geschlechtseinschätzung der neuen Namen. Zur Bestimmung einer typisch männlichen und typisch weiblichen Fonetik kann man sich auf die Endlaute konzentrieren.¹⁰

Am einfachsten zu erklären sind die richtigen Geschlechtseinschätzungen im Hinblick auf die Namen, die mit „a“ enden. Dies sind die Namen Lamecca, Timitra, Maleka und Sukoya. Sortiert man nun aus den von uns erhobenen Daten über die faktische Vergabe von Vornamen zwischen 1950 und 1990 alle vergebenen Namen, die mit „a“ enden, nach Geschlecht, dann zeigt sich, dass über 95% der vergebenen Vornamen, die mit „a“ enden, weibliche Vornamen sind; Namen wie Joschka, Joschua oder Noah sind eher die Ausnahmen. Diese Erfahrung ist auch den von uns befragten Personen implizit bekannt und entsprechend schließen sie, wenn sie einen neuen Namen hören, der auf „a“ endet, dass dies ein Mädchenname sein wird – und in aller Regel schließen sie richtig. Ganz ähnlich ist die empirische Verteilung der „a“-Endungen auf die weiblichen Namen im Englischen (ebd.: 936), und dies vermag die hohe Übereinstimmung der richtigen Einschätzungen des Geschlechts der Namen, die auf „a“ enden, in den USA und in Deutschland zu erklären. Ein ähnlich starker Zusammenhang ergibt sich zwischen dem Endlaut „e“ und dem Geschlecht des Kindes, insofern fast alle Namen, die mit einem „e“ enden, weibliche Vornamen sind. Auch hier gibt es wieder Ausnahmen, wie z.B. Ede oder Vicente. Wir vermuten entsprechend, dass der Name Shatyre, der auf „e“ endet, wahrscheinlich deswegen als weiblicher Name eingeschätzt wird. Ähnliches könnte für die Namen Kariffe und Furelle gelten; sie werden von den deutschen Probanden als weibliche Vornamen eingeschätzt, im Falle von Furelle fälschlicherweise.

Was das „a“ als Endlaut zur Kennung eines weiblichen Vornamens ist, sind die End-

laute „n“ und „s“ zur Kennung männlicher Vornamen. Auch wenn die Werte zwischen den verschiedenen Jahren schwanken, gilt, dass über 80% der Vornamen, die auf „n“ oder „s“ enden, männliche Vornamen sind. Ich vermute, dass dieses implizite Hintergrundwissen die Schlussfolgerungen der deutschen Probanden angeleitet hat, dass die Namen Husan, Rashueen, Triciaan, Cagdas und Gerais ebenfalls männliche Namen sein müssen. Nur im Fall von Triciaan lagen sie mit ihrer Einschätzung falsch; dies ist aber gleichsam nicht den Probanden anzulasten; sie haben auf der Basis der Verteilung der beiden Endlaute „n“ und „s“ auf die beiden Geschlechter richtig geschlussfolgert. Ähnlich verhält es sich mit dem harten „d“-Endlaut; auch dieser ist statistisch überdurchschnittlich, wenn auch schwächer als die anderen Endlaute, mit männlichen Vornamen verbunden; dies könnte erklären, warum „Oukayod“ als männlicher Name interpretiert wird.

Keine gute Erklärung findet man auf den ersten Blick für die beiden Namen Chanti und Shameki; der Endlaut „i“ ist, wenn man sich die Verteilung der Namen, die mit „i“ enden, auf die beiden Geschlechter anschaut, nicht sehr stark geschlechtsdiskriminierend, auch wenn es mehr weibliche als männliche Vornamen mit einer „i“-Endung gibt. Auch aus dem Anfangslaut kann man nicht auf das Geschlecht schließen. Den Anlaut „sch“ (ich gehe davon aus, dass Chanti von den Probanden als „Schanti“ gelesen wurde und Shameki als „Schameki“) gibt es bei den deutschen Namen im Unterschied zu den USA selten.¹¹ Insofern konnten die Befragten bei diesen Namen nicht auf ihr geschlechtsfonetisches Gedächtnis zurückgreifen, um das Geschlecht des Vornamens einzuschätzen. Dieser Sachverhalt mag erklären, warum die deutschen Befragten in der Einschätzung der beiden Namen unentschieden sind, zugleich die amerikanischen Probanden im höheren Maße auf einen weiblichen Namen getippt haben.

Lieberson/Mikelson ziehen aus ihrer Analyse eine interessante Schlussfolgerung, die man auf der Basis der Replikation auch auf den deutschen Sprachraum beziehen kann. Offensichtlich gibt es geschlechtsspe-

zifische Namens-Klangassoziationen, die Eltern für ihr Kind als passend oder weniger passend empfinden. Dies führt dazu, dass selbst dann, wenn Eltern nicht auf das Standardrepertoire von Namen zurückgreifen, sondern neue Namen erfinden, ihre Entscheidung von den den Geschlechtern zugeordneten Klängen strukturiert wird. Dieses implizite Wissen steuert dann auch den an sich offenen Entscheidungsprozess in der Weise, dass das Geschlecht eines Kindes durch einen Geschlechtsmarker in der Form eines bestimmten Vornamens zugeordnet wird. Eine Geschlechtsmarkierung durch Vornamen scheint also auch unter den Kontextbedingungen zu funktionieren, wo es weder rechtliche Vorgaben im Hinblick auf die geschlechtliche Kennung des Vornamens gibt, noch ein konkretes Erfahrungswissen, welche Vornamen in der Regel mit welchem Geschlecht assoziiert sind. Und in aller Regel greifen auch die Erfinder neuer Namen, wie die Studie von Lieberson/Mikelson zeigt, auf dieses implizite Wissen zurück und markieren mit dem neuen Vornamen das Geschlecht des Kindes.

Ob dies auch für Deutschland gilt und ob im Zeitverlauf eine Veränderung der Geschlechtsklassifikation stattgefunden hat, können wir nicht feststellen, da hier neue Namen nicht erfunden werden können. Es gibt aber eine andere Möglichkeit zu prüfen, ob im Zeitverlauf eine Veränderung der Klassifikation des Geschlechts durch Vornamen stattgefunden hat. Wir hatten gesehen, dass es fonetische Merkmale gibt, die überdurchschnittlich häufig, wenn auch nicht immer, einem Geschlecht zugeordnet sind. Eine Veränderung einer Geschlechtsmarkierung durch Vornamen könnte nun dadurch zum Ausdruck kommen, dass im Zeitverlauf zunehmend Namen mit fonetischen Merkmalen benutzt werden, die traditionell eher dem jeweils anderen Geschlecht zugeordnet waren. Der Klang von typisch weiblichen und typisch männlichen Vornamen ist dabei mit unterschiedlichen Bedeutungen verbunden. Semantische Analysen von Vornamen haben gezeigt, dass mit männlichen Vornamen im stärkeren Maße Merkmale wie „stark“, „aktiv“ und „intelligent“ assoziiert werden, mit weiblichen Vornamen eher Eigenschaften

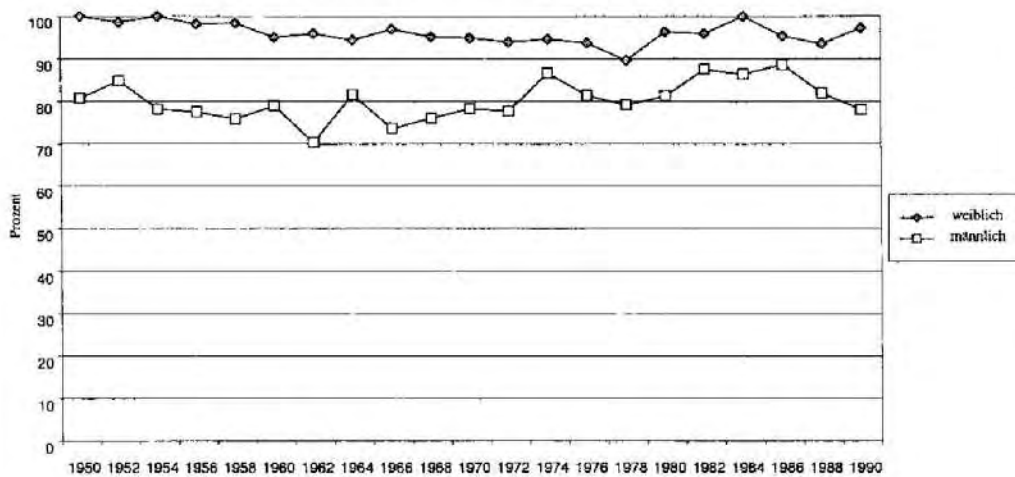
wie „ehrlich“ und „gut“ (Lieberson/Bell 1992: 539).¹²

In welche Richtung könnte eine Entwicklung der präferierten Fonetik für weibliche und männliche Vornamen stattgefunden haben? Wir hatten in der Einleitung gesehen, dass seit den 60er Jahren ein Emanzipationsprozess der Frauen insofern stattgefunden hat, als sich die Diskrepanz zwischen typisch weiblichen und typisch männlichen Rollenerwartungen und Handlungsweisen verringert hat. Auch die Markierung von Geschlechtsdifferenzen hat offensichtlich nachgelassen. Zurstiege (1998) kann in seiner Analyse der Darstellung von Männern in der Anzeigenwerbung der 50er, 70er und 90er Jahre zeigen, dass sich das vormals der weiblichen Rolle attribuierte Bild von körperlicher und sexueller Attraktivität zunehmend auch in der Darstellung von Männern findet. Brosius/Staab (1990) zeigen in ihrer Inhaltsanalyse der Darstellung von Männern und Frauen in der Anzeigenwerbung des „Stern“ von 1969 bis 1988, dass sich die Darstellung der klassischen Geschlechtsrollendifferenz im Zeitverlauf verringert hat. Das Bild der Frauen in der Werbung hat sich insofern geändert, als diese im Zeitverlauf zunehmend mit Merkmalen dargestellt werden, die vormals als eher typisch männliche Merkmale definiert waren. Wir vermuten, dass auch in der Vergabe der Vornamen ein Prozess der Androgynisierung der Vornamen

nachweisbar sein müsste. Die Kategorisierung des Geschlechts durch die Vornamen könnte im Zeitverlauf nachgelassen haben.

Nun verbietet das deutsche Namensrecht, dass ein solcher Wandel in der Benutzung von vormals weiblichen Vornamen für Jungen und vormals männlichen Vornamen für Mädchen sichtbar würde, weil das Geschlecht durch den Namen eindeutig erkennbar sein muss. Eine Androgynisierung der Vornamen könnte sich aber darin spiegeln, dass im Zeitverlauf die weiblichen Vornamen an Bedeutung gewinnen, die mit Phonemen besetzt sind, die überdurchschnittlich für männliche Namen typisch sind. Und eine Verweiblichung der Vergabepaxis von männlichen Namen könnte sich in einer Zunahme von Jungennamen spiegeln, die im Hinblick auf ihren Klang eher mit weiblichen Namen verbunden sind. Um diese Hypothese zu prüfen, sind wir folgendermaßen vorgegangen: Die geschlechtskennzeichnenden Vornamen wurden über die Namenendungen operationalisiert. In signifikanter Häufigkeit vorkommende und zugleich mit deutlicher Mehrheit einem Geschlecht zugeordnete Endungen wurden als geschlechtsspezifische Endphoneme klassifiziert. Dabei sind „a“ und „e“ weibliche Endungen; „n“ „s“, „d“ und „r“ männliche Endungen. In einem ersten Schritt wurden diese Phoneme zu einer männlichen und einer weiblichen Gruppe aggregiert. Wir haben dann geprüft, ob sich die

Schaubild 1: Geschlechtskennzeichnende Endungen im Zeitverlauf (1950-1990)



Verteilungen über das Geschlecht im Zeitverlauf von der Geschlechtseindeutigkeit fortbewegen, ob also zunehmend Jungennamen vergeben wurden, die auf an sich typischen weiblichen Endungen enden und ob im Zeitverlauf zunehmend Mädchennamen vergeben wurden, die auf an sich typisch männlichen Endungen enden. Schaubild 1 gibt das Ergebnis dieser Überprüfung wieder. Die Anteile der weiblichen Endungen liegen meist knapp unter 100% und die der männlichen Endungen bewegen sich zwischen 80 und 90%; die beiden Kurven nähern sich zwar zwischen Anfangs- und Endpunkt der Entwicklung etwas aneinander an, vergleicht man aber den Anfangs- und Endpunkt miteinander, so sieht man, dass sich die Eindeutigkeit der phonetischen Markierung von Geschlecht kaum verändert hat.

Das Ergebnis unserer Analysen ist damit relativ eindeutig: Androgynisierungs- und Verweiblichungsprozesse von Vornamen lassen sich für die Zeit von 1950 bis 1990 nicht nachzeichnen. Die Klassifikation des Geschlechts eines Kindes durch den Vornamen hat sich im Zeitverlauf nicht verändert. Dieses Ergebnis unterstützt den Befund, den Lieberson/Dumais/Baumann (2000) für die USA herausgefunden haben. Da in den USA im Unterschied zu Deutschland das Geschlecht nicht aus dem Vornamen zu erschließen sein muss, konnten die Autoren eine andere Form der Messung von Androgynisierungsprozessen benutzen. Sie haben untersucht, in welchem Ausmaß Vornamen allein für ein Geschlecht benutzt wurden und ob es im Zeitverlauf einen Wandel gegeben hat. „In 97% of the average child's name is given to children of the same gender. The second important feature of figure 1 is the absence of any obvious trend through the years“ (Lieberson/Dumais/Baumann 2000: 1261).¹³

Wir können damit eine Zwischenbilanz der Ergebnisse unserer Untersuchung ziehen. Die über den Vornamen erfolgende Klassifikation eines Neugeborenen – als ein weibliches oder ein männliches Kind – ist grundsätzlich ein offener, sozial konstruierter Akt, der aber in der Realität, sowohl in den USA als auch in der Bundesrepublik eindeutig gerichtet ist. Wir hatten gesehen, dass selbst

dann, wenn Eltern nicht auf das Standardrepertoire von Namen zurückgreifen, sondern neue Namen erfinden, ihre Entscheidung weitgehend von den den Geschlechtern zugeordneten fonetischen Merkmalen strukturiert wird. Dieses implizite Wissen führt dazu, dass das Geschlecht eines Kindes durch den Vornamen klassifiziert wird. Eine solche Geschlechtsklassifikation scheint auch unter den Bedingungen stabil zu sein, in denen sich andere Markierungen von Geschlecht (Mode) und die Geschlechtsrollen (gender) verändert und einander angenähert haben. Wir haben gesehen, dass die Eindeutigkeit der fonetischen Markierung des Geschlechts im Zeitverlauf (von 1950 bis 1990) sich nicht verändert hat. Offensichtlich scheint es sich bei der geschlechtlichen Kategorisierung von Menschen durch Namen um einen so fundamentalen Mechanismus der Ordnungsbildung zu handeln, dass dieser indifferent ist gegenüber dem Wandel der Geschlechtsrollen und auch gegenüber den kulturellen Unterschieden in den USA und Deutschland. Ähnliches scheint für die Klassifikation von Geschlecht durch die Stimme und durch die visuelle Wahrnehmung zu gelten. Biemans (1999) kann zeigen, dass es einen starken korrelativen Zusammenhang zwischen der Stimmqualität und zugeschriebenen männlichen und weiblichen Merkmalen gibt (vgl. auch Strand 1999). Lemm/Banaji (1999) zeigen, dass unbewusste Geschlechtsstereotype die Klassifikation von Personen anleiten.

3. Kulturwandel, Vornamen und Geschlechtsrollen

Wir haben an anderer Stelle gezeigt, dass Vornamen gute Indikatoren zur Analyse von Prozessen kulturellen Wandels darstellen (vgl. Gerhards/Hackbroch 1997, 2000; Gerhards 2003). Wir konnten z.B. zeigen, dass im Verlauf der letzten einhundert Jahre eine zunehmende Säkularisierung, ein Bedeutungsverlust familiärer Traditionen und zugleich ein Prozess der Individualisierung und der Transnationalisierung der Kultur stattgefunden haben. Wir hatten in diesen Analysen

aber nicht untersucht, ob und in welchem Ausmaß es für die verschiedenen Prozesse kultureller Modernisierung geschlechtsspezifische Unterschiede gibt und wie man diese interpretieren kann. Dies ist das Ziel der folgenden Ausführungen. Wir bewegen uns damit von einer Analyse der Geschlechtsklassifikation weg und hin zu einer Analyse der Definition von Geschlechtsrollen durch Vornamen.

Die empirische Grundlage der Analysen bildet eine systematische Analyse des Geburtsregisters von 1894 bis 1994 von Standesämtern zweier deutscher Städte. Der Vergleich mit anderen Studien, die wir sekundär analysiert haben, erlaubt es aber zu behaupten, dass unsere Ergebnisse nicht nur für die beiden Städte, sondern für Deutschland insgesamt repräsentativ sind.¹⁴ Wir haben aus dem Geburtsregister des Standesamtes der ersten Stadt für die Jahre von 1894 bis 1950 in einem vierjährigen Abstand, für die Jahre von 1950 bis 1994 in einem zweijährigen Abstand Informationen zu den jeweils ersten 100 Geburten eines jeden ausgewählten Jahres erhoben; aus dem Geburtsregister der zweiten Stadt haben wir für den gleichen Zeitraum in einem zweijährigen Abstand Informationen zu den jeweils ersten 100 Geburten erhoben. Das Kategoriensystem der Datenerhebung bestand aus folgenden Variablen: Geburtsdatum, Vorname, das Geschlecht des Kindes; die verschiedenen Vornamen, die Religionszugehörigkeit und der Beruf von Vater und Mutter. Die so erhobenen Informationen wurden durch zusätzliche Variablen ergänzt. Wir haben sowohl die Bedeutung der Vornamen der Kinder als auch die der Eltern nach Kulturkreisen klassifiziert. Die Zuordnung nach Kulturkreisen erfolgt mit Hilfe zweier Namenhandbücher (Drośdowski 1974; Gerr 1985), die jeweils den Ursprungskulturkreis des Namens angeben. Wir haben bei den Namen, die mehreren Kulturkreisen angehören, zwar alle Kulturkreise erhoben, in unserer Datenauswertung aber den zeitlich letzten Kulturkreis ausgewählt, ausgehend von der Hypothese, dass dieser der relevantere Kulturkreis für die Namen gebenden Eltern war.¹⁵

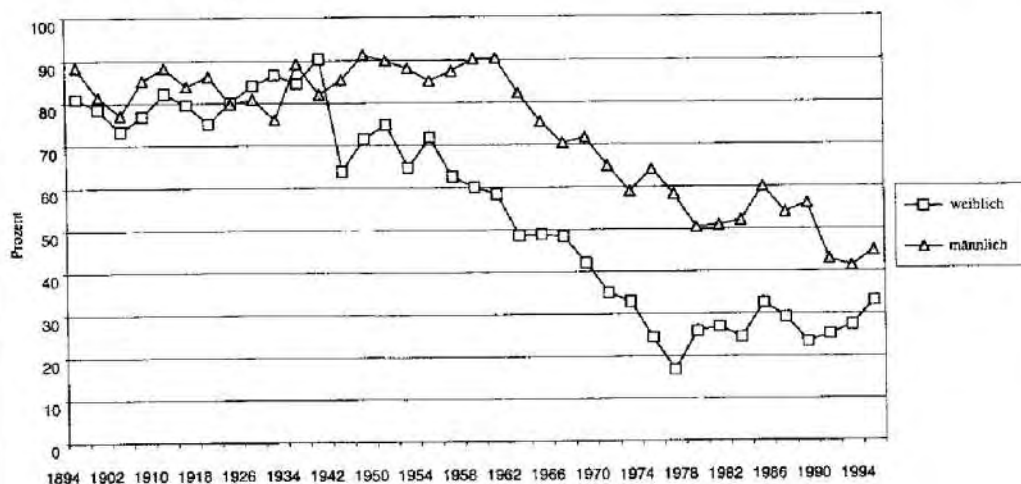
Für die folgenden Analysen habe ich die Vornamen nach drei Kulturkreisen klassifi-

ziert: nach den beiden traditionellen Kulturkreisen christlich und deutsch und einer dritten Kategorie, die alle vormals fremden Kulturen (angloamerikanische, osteuropäische, romanische etc.) umfasst und hier als transkultureller Kulturkreis etikettiert wird.¹⁶ Unsere Analyse bezieht sich auf den Zeitraum von 1894 bis 1994. Am Ende des 19. Jahrhunderts war der Namenspool, aus dem die Eltern die Vornamen entlehnten, in einer doppelten Hinsicht sehr begrenzt. Zum einen war die Gesamtmenge der Namen, die benutzt wurden, recht beschränkt, sodass viele der Neugeborenen in einer Gemeinde ein und denselben Vornamen hatten. Wir haben die Menge der verschiedenen Namen zur gesamten Anzahl der Namen pro Erhebungsjahr in Beziehung gesetzt und diesen Quotienten als Individualisierungsindex bezeichnet. Waren 1894 32% der vergebenen Namen unterschiedlich, so waren es 100 Jahre später 77% der Namen (Gerhards 2003), ein deutliches Anzeichen für die Zunahme der Individualisierung der Namensvergabe. Die Vergabe von Vornamen war zum anderen insofern begrenzt, als die ausgewählten Namen aus zwei Kulturkreisen stammten: es wurden fast ausschließlich deutsche und christliche Vornamen benutzt. Der deutsche und der christliche Kulturkreis bildeten die beiden traditionellen Ligaturen für die Vergabe von Vornamen, und dies galt für beide Geschlechter ungefähr im gleichen Maße.

Schaubild 2 zeigt die Entwicklung des Anteils von deutschen und christlichen Namen (und damit zugleich die Entwicklung des Anteils der anderen, vormals fremden, weil aus anderen Kulturkreisen kommenden Namen).

Am Ende des 19. Jahrhunderts waren ca. 85% Prozent der vergebenen Namen in einem Jahr deutsche oder christliche Namen. Dieser hohe Anteil bleibt für beide Geschlechter bis zur Gründung der Bundesrepublik relativ stabil. Dann verändert sich der Verlauf rapide, und zwar in der Weise, dass nun zunehmend Namen aus anderen Kulturkreisen benutzt werden. Mit anderen Kulturkreisen sind empirisch vor allem romanische und angelsächsische Namen gemeint, die an Bedeutung gewinnen, nicht aber z.B. islamische oder russische oder slawische

Schaubild 2: Geschlecht und Enttraditionalisierung (Anteil von deutschen und christlichen Namen)



Namen. Der Rückgriff auf fremde Kulturkreise folgt insofern einer sozialen Logik, als vor allem die Kulturkreise bemüht werden, die mit hoher Reputation verbunden sind.¹⁷ Die kulturelle Öffnung Deutschlands, sicherlich befördert durch seine politische Westeinbindung, spiegelt sich also in den Vornamen in der Weise wider, dass die Vornamen der anderen Kulturkreise aufgenommen und benutzt werden. Lieberson (2000) unterscheidet zwei Phasen in der Vergabe von Vornamen: In der ersten Phase ist die Vergabe in einem hohen Maße durch Traditionen bestimmt; in der zweiten Phase, meist in der Mitte des 20. Jahrhunderts beginnend, wird die Vergabe von Vornamen aus der Vorstrukturierung durch Traditionen entlassen und zur Mode und folgt ab dann der Eigengesetzlichkeit von Moden. Genau dieser Wechsel von „custom“ auf „fashion“ zeigt sich im Schaubild 2 und ist auf die Mitte des Jahrhunderts zu datieren.

Dabei fängt der Prozess der Öffnung durch Rekurs auf fremde Kulturkreise bei den Mädchen etwas früher an als bei den Jungen, und vor allem verläuft er bei ihnen auf einem signifikant höheren Niveau. Die Bereitschaft, auf fremde Kulturkreise zur Benutzung von Vornamen zurückzugreifen, steigt also insgesamt, bei den Mädchen jedoch deutlich stärker als bei den Jungen, deren Namen traditionsgebundener bleiben.

Die stärkere Modeorientierung der Mädchenamen zeigt sich noch an einem zweiten Indikator: im Tempo der Modenerneuerung.

Eine recht gute Operationalisierung zur Messung der Dynamik von Moden hat Seibicke (1991) vorgeschlagen. Das Tempo des Wechsels von Moden manifestiert sich in der Menge der Namen, die zwischen zwei Zeitpunkten aus der Liste der am häufigsten benutzten Namen durch neue Namen verdrängt werden. Ganz ähnlich bestimmt Lieberson (2000: 36f.) die Dynamik der Entwicklung von Moden durch die Berechnung einer „turn-over-rate“. Wir haben in Analogie für unsere beiden Erhebungsgemeinden berechnet, wie viele neue Namen sich unter den Top 10 im Vergleich zum Zeitpunkt davor befinden und wie sich diese Quote der Erneuerung zwischen Jungen- und Mädchenamen unterscheidet. Das Ergebnis: Die Veränderungsrate der Mädchen- ist deutlich größer als die der Jungennamen, die Mädchenamen sind also modischer als die Namen der Jungen (Seibicke 1991: 100ff.). Offensichtlich scheint den Eltern eine Traditionsorientierung wichtiger zu sein, wenn sie den Namen für einen Jungen auswählen, sie scheinen offener zu sein für das Experiment des Rückgriffs auf neue Namen aus anderen Kulturkreisen, von denen sie wahrscheinlich vor allem über die Medien erfahren haben, wenn es sich um die Namensgebung für ein

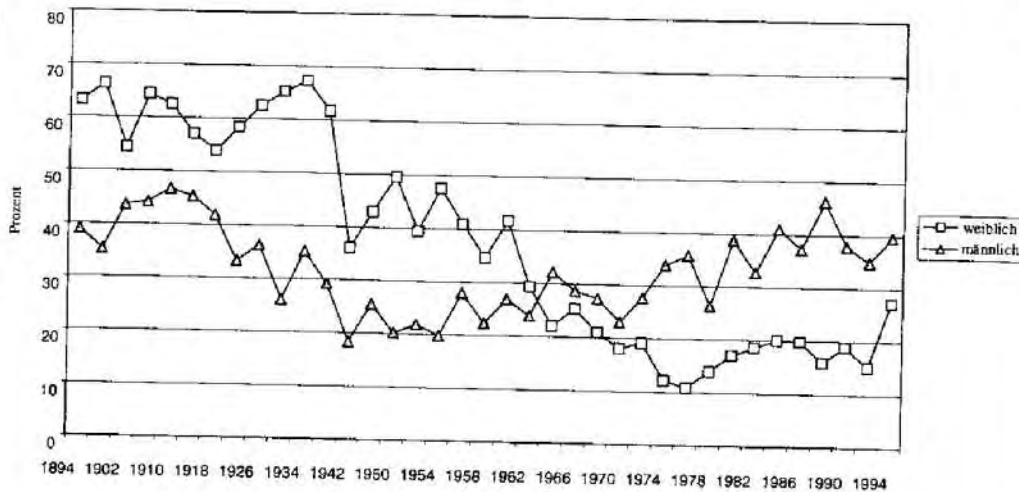
Mädchen handelt. Die stärkere Traditionsbindung der männlichen Vornamen und die Öffnung der weiblichen Namen für fremde Namen und für Moden bringen damit geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen zum Ausdruck. Während man die Jungen im stärkeren Maße auf das „Feste“ und „Stabile“ verpflichtet, gewährt man den Mädchen die größere Offenheit und Leichtigkeit, eine Entwicklung die sich sicherlich in ähnlicher Weise in der Kleidermode spiegeln wird. Diese Interpretation wird durch andere Ergebnisse der historischen Namensforschung unterstützt (Mitterauer 1988, 1993).

Schauen wir uns aber etwas genauer an, was Traditionsbindung für die beiden Geschlechter bedeutet. In Schaubild 2 hatten wir die christlichen und deutschen Namen zusammengefasst. Die Verteilung der weiblichen und männlichen Namen auf die beiden Ligaturen Religion und deutsche Namen/Nation fällt aber recht unterschiedlich aus. Und auch der Verlauf der Entwicklung in der Benutzung von christlichen und deutschen Namen ist unterschiedlich. Betrachten wir zuerst die Entwicklung der christlichen Namen. Die Orientierung an der und die Einbindung in die Religion manifestierte sich in der Namensvergabe in der Benutzung von christlichen Namen, vor allem durch die Bezugnahme auf die Namen christlicher Heiliger (Bieritz 1991; Kohlheim 1996). Die Vergabe

von Vornamen mit Bezug auf die Heiligen hatte eine doppelte Funktion. Zum einen sollten die Heiligen als Vorbild, zum anderen – und bedeutsamer – als transzendente Schutzpatrone und Vermittler zu Gott dienen. Die Verbindungslinie zwischen dem den Namen des Heiligen tragenden Kind und dem Heiligen wurde durch die Taufe hergestellt. Wir sprechen im Hinblick auf die Analyse der Entwicklung von Vornamen dann von einem Säkularisierungsprozess, wenn der Anteil der Namen christlichen Ursprungs zurückgeht.

Schaubild 3 weist die Entwicklung des Anteils christlicher Vornamen an der Gesamtmenge der Vornamen aus – und dies für beide Geschlechter getrennt. Zum einen sehen wir, dass die Bedeutung christlicher Namen für beide Geschlechter gleichermaßen im Zeitraum von 1894 bis 1970 abnimmt. Der Anteil der christlichen Namen sinkt in diesem Zeitraum von 50% auf ca. 20%. Insofern hat in der Tat für beide Geschlechter ein Prozess der Säkularisierung stattgefunden, den wir an anderer Stelle als kulturelle Modernisierung interpretiert haben (Gerhards 2003): Die Bindung an religiöse Vorgaben verliert im Zeitverlauf an Bedeutung, der Jenseitsbezug wird ersetzt durch einen Diesseitsbezug in der Namensvergabe.¹⁸ Zugleich zeigt sich, dass der Anteil der christlichen Namen bei den Mädchen konti-

Schaubild 3: Entwicklung des Anteils christlicher Namen



nuierlich höher ist als bei den Jungen, zumindest bis ca. 1970. Während sich der Anteil der christlichen weiblichen Namen auf dem 20%-Niveau einpendelt, steigt der Anteil an christlichen Namen bei den Jungen dann wieder auf 30% an.

Diese geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Bezugnahme auf christliche Namen lassen sich besser interpretieren, wenn man zusätzlich die Entwicklung der deutschen Namen berücksichtigt. Die deutschen Namen bilden neben den christlichen Namen den zweiten großen traditionellen Bezugspunkt für die Vergabe von Vornamen. Schaubild 4 gibt den Verlauf der deutschen Namen von 1894 bis 1994, getrennt nach dem Geschlecht des Kindes, wieder.

Auch dieses Schaubild enthält mehrere Informationen, die interpretationsbedürftig sind: Erstens steigt der Anteil der deutschen Namen an der Menge der vergebenen Namen pro Jahr vom Beginn des 1. Weltkriegs bis zur Gründung der Bundesrepublik bzw. der DDR von ca. 25% auf 50%, um dann kontinuierlich auf 10% abzusinken.¹⁹ Zweitens ist der Anteil der männlichen Namen an den deutschen Namen wesentlich höher als der der weiblichen Namen; und drittens ist auch der kurvenförmige Verlauf weniger durch die Entwicklung der weiblichen Namen, als in erster Linie durch das starke Anwachsen bei den männlichen Namen bedingt.

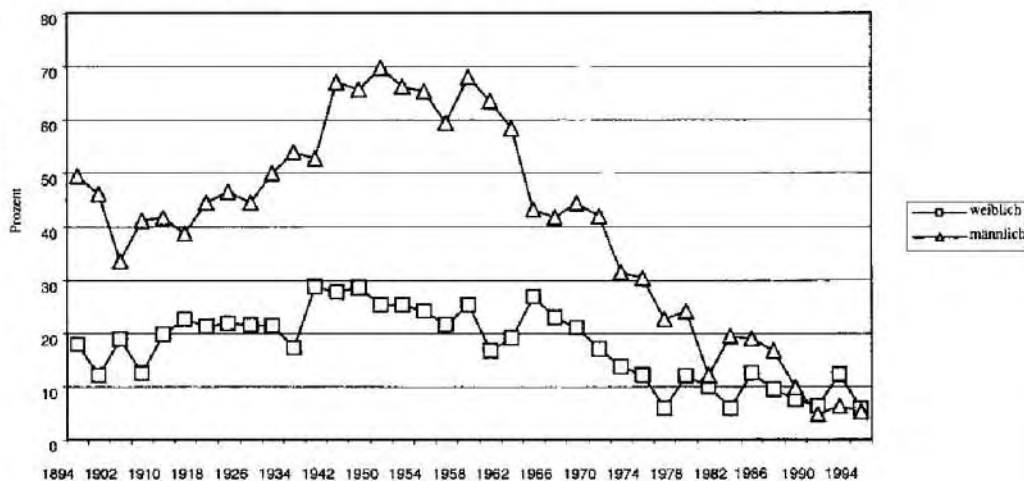
Während die Jungen in erster Linie mit deutschen Namen belegt wurden, orientierten sich die Eltern bei den Mädchen an den christlichen Traditionsbeständen. In dieser unterschiedlichen Bezugnahme auf Traditionsbestände kommen geschlechtsspezifische Vorstellungen zum Ausdruck. Die Jungen werden mit einer deutsch-nationalen, aktiv gestaltenden Öffentlichkeitsrolle assoziiert, die Mädchen mit einer übersinnlichen, außerweltlichen Sphäre in Verbindung gebracht. Diese kulturellen Konnotationen ergeben sich aus den historischen Rahmenbedingungen. Dies ist erklärungsbedürftig.

Mit der Reichsgründung von 1871 beginnt ein Prozess der Radikalisierung des Nationalismus in Deutschland. Von diesem Zeitpunkt an waren die politischen Bedingungen gegeben, der Idee der deutschen Volksnation und der Kulturnation die Vorstellung einer

Staatsnation anbei zu stellen und in Richtung eines reichsdeutschen Nationalismus zu synthetisieren und zuzuspitzen (Wehler 1995: 938ff.). Die Idee der Volksnation bezieht sich auf die Vorstellung einer gemeinsamen Abstammungsgemeinschaft der Mitglieder einer Gemeinschaft; Kulturnation bezieht sich auf die Vorstellung, dass diejenigen, die eine gemeinsame Sprache sprechen und andere gemeinsame kulturelle Traditionen haben, eine Gemeinschaft bilden, während die Idee der Staatsnation ihre Integrationskraft aus der Vergemeinschaftung der Bürger in den Herrschaftsverband Staat ableitet. Die Geschichtsschreibung hat deutlich gezeigt, dass der deutsche Nationalismus durch ein Übergewicht von Vorstellungen einer Volks- und Kulturnation gekennzeichnet war und ungebunden blieb an eine Verfassungsvorstellung. Genau diese Indifferenz gegenüber unterschiedlichen Verfassungen machte den deutschen Nationalismus mühelos mit unterschiedlichen politischen Systemen – Kaiserreich, Weimarer Republik und „Drittes Reich“ – kompatibel (ebd.: 952). Dies zeigt sich in der Vergabepaxis von Vornamen auch insofern, als die Konjunktur der deutschen Vornamen im 19. Jahrhundert anfängt und 1949 aufhört (vgl. auch Wolfsohn/Brechenmacher 1999).²⁰

Die Konstruktion einer Nation beinhaltet meist auch die Konstruktion einer gemeinsamen Geschichte und Vergangenheit (Hobsbawm 1984). Der Status quo wird ex post teleologisch interpretiert als gleichsam automatische Folge eines historischen Prozesses. Mit der Konstruktion einer gemeinsamen Geschichte sind zugleich Namen verbunden, die die Geschichte gestaltet haben. Die Forcierung eines deutschen Nationalbewusstseins geht einher mit der Konstruktion einer Personengeschichte, die ursächlich für das Erstarken der Nation verantwortlich gemacht wird. „Von Herrmann dem Deutschen über Karl den Großen, Luther und Friedrich den Großen wurde der Fortschritt ihrer Entwicklung bis hin zur Erfüllung im Reich von 1871, im neuen Kaisertum und in Bismarcks Leistungen als prädestinierter Aufstieg stilisiert“ (Wehler 1995: 951). Genau diese Namen der als Ahnen der deutschen Geschichte definierten Personen dien-

Schaubild 4: Entwicklung des Anteils deutscher Namen



ten auch als Vorbilder zur Vergabe von Vornamen an Neugeborene. Die Kontinuität des Prozesses bis 1949 zeigt sich in der Entwicklung der deutschen Namen in Schaubild 4.

Dass es sich bei dem Prozess der deutschen Nationenbildung im Allgemeinen, wie bei dem Prozess der Konstruktion von Geschichte im Speziellen in erster Linie um einen von und für Männer bestimmten Prozess handelt, wird manchmal in der Geschichtsschreibung etwas unterbelichtet.²¹ ist aber ein zentraler Topos in der feministischen Forschung. Der Prozess der Nationenbildung war aber vor allem gerichtet auf die Männer: Das Politische und das Öffentliche wird als männliche Domäne interpretiert, Frauen bleiben aus diesem Prozess weitgehend ausgeschlossen, wie u.a. die Beschränkung des Wahlrechts auf die Männer oder die Exklusion der Frauen aus der „Schule der Nation“, dem Militär, anzeigt. Mosse (1997) hat zu zeigen versucht, dass die Konstruktion von Männlichkeit und die Verbindung dieses Ideals mit der Idee der Nation nicht nur in Deutschland nachzuweisen ist. Die Wiederbelebung nationaler Traditionsbestände ist insofern in starkem Maße männlich konnotiert gewesen. Mit dem 1. Weltkrieg erreicht diese deutschnationale, in erster Linie auf Männer gerichtete Mobilisierung einen ersten Höhepunkt und erfasst dann auch die bis dahin stärker resistenten Milieus der Katholiken und der Arbeiter.²²

In diesem Kontext ist die Entwicklung der Namensgebung der Jungen zu interpretieren. Der Rückgriff auf die deutschen Namen ist Teil eines Prozesses des „Invention of Tradition“ (Hobsbawm 1984); und die Deutschwerdung ist in erster Linie assoziiert mit dem Erstarren einer männlichen Sphäre. Dies findet entsprechend auch in der Namensgebung seinen Ausdruck, indem vor allem für die Jungen auf deutsche Namen zurückgegriffen wird, die Mädchen der Sphäre der Religion und dem Bereich des Übersinnlichen zugeordnet bleiben.²³

Der Nationalsozialismus knüpft hier – wie in anderen Bereichen – an diese Traditionslinie an und treibt sie zugleich auf die Spitze. „Niemals zuvor und niemals danach wurde die Maskulinität in solche Höhen gehoben wie im Faschismus; jedes faschistische Regime setzte große Hoffnungen auf sie, wertete sie zum nationalen Symbol auf und nutzte sie als schlagkräftiges Exempel“, so resümiert Mosse (1997) die Literatur. Der Erfolg der deutsch-nationalen Männlichkeitsideologie der Nationalsozialisten zeigt sich in einem weiteren und kräftigen Anstieg der deutschen Namen ab 1933 und dies vor allem und in erster Linie bei den Jungen. Zugleich war diese Entwicklung vorbereitet durch die Entwicklungen seit 1871, vor allem seit dem 1. Weltkrieg. Dabei wirkte der Nationalsozialismus auf die Namensvergabe nicht nur durch die Erzeugung eines deutsch-

nationalen Klimas, an dem sich die Eltern in der Auswahl der Kindernamen orientierten, sondern auch durch konkrete Politiken. Im Runderlass vom 14. April 1937 wurde dazu aufgefordert, „deutsche Volksgenossen“ mit deutschen Vornamen zu benennen (Grettlein 1994: 757). Orientierung konnte man dabei in Ratgebern finden. Dabei ist auffallend, dass in dem Ratgeber von Fahrenkrog (1939) für die Vergabe von deutschen Namen die Menge der deutschen Jungennamen wesentlich größer ist als die der Mädchennamen.²⁴

Wir interpretieren also die Konjunktur von deutschen Namen und deren überdurchschnittliche Verwendung für Jungen als Konsequenz eines erfolgreichen, maskulin konnotierten Nationalismus, der seit der Reichsgründung voranschreitet, sich als eine das Männliche stilisierende Bewegung begreift und damit die Gelegenheitsstruktur auch für die Vergabe von Vornamen definiert.

Die Frauen sind in diesen Prozess nur partiell integriert. Sie bleiben stärker christlich religiös verhaftet. In dem Maße, in dem die männliche Sphäre mit der der öffentlich nationalen assoziiert wurde, in dem Maße wurde die weibliche Sphäre mit der der Religion in Verbindung gebracht. Sowohl in der katholischen als auch in der evangelischen Kirche setzte im 19. Jahrhundert eine Feminisierung von Religion und Kirche ein (von Olenhusen 1995; Busch 1995; McLeod 1988). Dieser Prozess manifestiert sich in einer Vielzahl von Indikatoren: der geschlechtsspezifischen Kirchengangshäufigkeit und Teilnahme am Abendmahl, der Zunahme von weiblichen Ordensgemeinschaften und der geschlechtsspezifischen Zusammensetzung von Kirchenvereinen (z.B. Herz-Jesu-Verein), aber auch in dem empirisch schwerer zu fassenden Diskurs über typische Geschlechtscharaktere. „Innerhalb und außerhalb der Ehe galten Frauen aufgrund ihres angeblich naturhaften Geschlechtscharakters nun als besonders qualifiziert, kirchliche und religiöse Bindungen aufrechtzuerhalten und weiter zu tragen“ (von Olenhusen 1995: 11). Dieser für beide Kirchen im 19. Jahrhundert stattfindende Prozess der Feminisierung der Religion manifestiert sich in den Vornamen

in einer höheren Bindung der Mädchen an die christlichen Traditionsbestände.

4. Diskussion

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen: Die Entwicklung der Vornamen in den letzten 100 Jahren zeigt Wandlungsprozesse, die für beide Geschlechter gleichermaßen gelten. Die Bindung an die traditionellen Kulturkreise lässt nach und wird ersetzt durch eine höhere Individualisierung und eine stärkere Orientierung an vormalig fremden Kulturkreisen. Zugleich zeigen sich, und dies stand im Zentrum der Analysen, geschlechtsspezifische Unterschiede dieser Entwicklung. Die Namen der Jungen bleiben traditionsgebundener, während sich die Mädchennamen schneller wandeln und empfänglicher für die Namen vormalig anderer Kulturkreise sind. Zudem hat sich gezeigt, dass Traditionsbindung für beide Geschlechter etwas Unterschiedliches bedeutet. Die Namen der Jungen waren dominant an den deutschen Kulturkreis gebunden und spiegeln die Konjunkturen des deutschen Nationalismus wider, während die Mädchennamen sich aus den christlichen Traditionsbeständen ableiten. Beide Befunde deuten darauf hin, dass die Vornamen mit geschlechtstypischen Rollenvorstellungen verbunden sind und es diesbezüglich auch wenig Veränderungen in der Zeit gegeben hat. Betrachtet man dieses Ergebnis zusammen mit dem Befund aus dem ersten Kapitel dieses Aufsatzes, dann ergibt dies ein konsistentes, wenn auch zum Teil unerwartetes Ergebnis. Vornamen erweisen sich zum einen als ein fundamentaler Mechanismus der Klassifikation von Geschlecht, der indifferent ist gegenüber sozialem Wandel. Während sich die Bezugnahme auf Bedeutungskulturen (operationalisiert durch die Kulturkreise) im Zeitverlauf durchaus wandelt, scheinen die geschlechtsspezifischen Konnotationen der Vornamen doch geschlechtsspezifisch zu bleiben. Während sich die Geschlechtsrollen in vielen gesellschaftlichen Bereichen geändert haben, erweisen sich die geschlechtsspezifischen Konnotationen von Vornamen als überaus resistent.

Anmerkungen

- 1 Siehe dazu die statistischen Informationen im Datenreport des Statistischen Bundesamtes (2000: 73, 88, 516f.); vgl. den Überblick in Gertrud Nunner-Winkler (2001) und die verschiedene Beiträge in dem von Bettina Heintz (2001) herausgegebenen Band, vor allem den Beitrag von Buchmann/Eisner (2001).
- 2 Für einen guten, aktuellen Überblick zum Thema und eine Vielzahl an empirischen Studien siehe Pasero/Braun (1999).
- 3 „Armes Deutschland! So tief bist du gesunken mit den roten Parteienweibern“ lautet es in einem der Schreiben (Bothmer 1996).
- 4 Hartmann Tyrell (1986) hat die Luhmann'sche Code-Theorie auf die Klassifikation von Geschlechtern angewandt, um die Unwahrscheinlichkeit und die Voraussetzungen einer binären Codierung zu demonstrieren.
- 5 Dies gilt, wie wir gleich sehen werden, vor allem für Deutschland, wo der Gesetzgeber vorschreibt, dass das Geschlecht über den Vornamen eindeutig zu erkennen sein soll.
- 6 In diesen Fällen wird die Geschlechtseindeutigkeit über den zweiten Vornamen hergestellt.
- 7 Entsprechend schreibt der Gesetzgeber auch vor, dass bei einer Geschlechtsumwandlung der Vorname geändert werden muss (Seibicke 1991: 23).
- 8 Über den Grad der Informalisierung der Rechtsregeln gibt es keine empirischen Untersuchungen. Dass es aber eine Informalisierung gegeben hat, bestätigen die Experten im Feld (z.B. die Namensberatungsstelle an der Universität Leipzig).
- 9 Die Tatsache, dass die deutschen Befragten in ihrer Einschätzung der Namen etwas besser abschneiden als die amerikanischen Probanden, mag mit dem durchschnittlich höheren Bildungsniveau der deutschen Probanden (allein Studierende) zusammenhängen.
- 10 Dies hat sich auch in der Praxis der Standesämter und bei Namensberatungsstellen bewährt. Seibicke (1991: 260) versteht seine Liste an alphabetisch rückläufig sortierten Vornamen entsprechend als Hilfe zur Bestimmung des Geschlechts eines Vornamens.
- 11 Dies gilt begrenzter für die Aussprache von Vornamen, wenn man bedenkt, dass zum Beispiel Stefanie immer „Schtefanie“ ausgesprochen wird.
- 12 Dabei wurde allerdings nicht getestet, ob die Konnotationen durch bestimmte Klänge evoziert wurden oder allein durch die Tatsache, dass es sich um einen männlichen oder weiblichen Namen handelt. Ein „echter“ Test müsste diese beiden alternativen Erklärungen auseinander halten.
- 13 Die Studie von Barry III/Harper (1993) kommt für die USA zu einem anderen Ergebnis. Allerdings ist das methodische Vorgehen der Autoren zu Recht kritisiert worden (vgl. Lieberman/Dumais/Baumann 2000: 1257).
- 14 Das empirische Vorgehen haben wir an anderer Stelle genauer dargestellt, vgl. Gerhards 2003.
- 15 Wir gehen also davon aus, dass die Eltern, die z.B. ihr Kind Katharina oder Martin genannt haben, eher von der heiligen Katharina oder dem Sankt Martin wussten als den griechischen oder lateinischen Ursprung des Namens kannten.
- 16 Es gibt natürlich Zweifelsfälle an Vornamen, die sich nicht gut klassifizieren lassen. Da wir hier aber an Trendverläufen interessiert sind und nicht an dem absoluten Niveau der Anteile der verschiedenen Kulturkreise, sind die möglichen Fehler durch eine falsche Klassifikation einiger Namen weniger relevant.
- 17 Dabei haben wir geprüft, ob die Zunahme der transkulturellen Namen auf die Zuwanderung von Ausländern zurückzuführen ist (Gerhards 2003). Dies ist nicht der Fall.
- 18 Dies gilt für die katholische Stadt Gerolstein in einem ganz anderen Ausmaß als für die protestantische Stadt Grimma. Seit der Reformation und Gegenreformation unterscheiden sich die Bezugnahmen auf die Heiligen in den beiden Konfessionen signifikant voneinander. Während alle reformatorischen Gruppen die Heiligenverehrung ablehnten, forcierte die katholische Kirche die Orientierung an den Heiligen und versuchte mit den Beschlüssen von Trient die Orientierung der Namensvergabe an den Heiligen verbindlich zu machen (Grethlein 1994).
- 19 Dass sich der Anteil deutscher Namen nach 1945 erst langsam und dann ab den 60er Jahren beschleunigt verringert, findet seine Entsprechung in der Entwicklung der politischen Kultur der Bundesrepublik, wie sie auf der Basis von Umfragedaten rekonstruiert wurde (Conradt 1980).
- 20 Unsere eigenen Daten beginnen erst 1894. Wir können diese These aber durch eine Sekundäranalyse der Daten von Simon (1989) unterstützen, der eine sehr genaue und mit sehr viel Aufwand recherchierte Dissertation im Bereich der Volkskunde über die Entwicklung der Namensgebung in drei Ortschaften in Westfalen vom 17. Jahrhundert bis zum 20. Jahrhundert angefertigt hat. Wir haben die im Anhang der Arbeit aufgelisteten Vornamen pro

- Erhebungsjahr zu einem Datensatz zusammengefügt. Die Analyse der Entwicklung der deutschen Namen zeigt sehr schön, dass der Prozess der Zunahme der Bedeutung deutscher Namen um 1870 einsetzt.
- 21 In der voluminösen und hervorragenden Gesellschaftsgeschichte von Hans-Ulrich Wehler vermisst man diese Spezifikation zum Beispiel.
- 22 Sehr spezifische Ereignisse und Personen spiegeln sich auch in dem Verlauf von spezifischen Namen wider. Wolffsohn/Brechenmacher (1999: 190) zeigen, wie der Name „Wilhelm“ während des erfolgreichen Beginns des 1. Weltkriegs an Bedeutung gewinnt, mit der drohenden und faktischen Niederlage im Krieg dann aber wiederum an Bedeutung verliert. Daraus schließen die Autoren nicht ganz unbegründet, dass bei der Namensvergabe Wilhelm II als Vorbild diente.
- 23 Hörsch (1994) kommt in ihrer Analyse der Vornamen zur Zeit der Französischen Revolution zu einem ähnlichen, geschlechtsspezifischen Ergebnis: 66% der republikanischen Namen wurden für Männer und 34% für Frauen vergeben.
- 24 In einem Gesetz von 1938 wurde Juden nur noch erlaubt, jüdische Namen zu benutzen; zudem mussten alle jüdischen Männer mit einem deutschen Vornamen ihrem Namen „Israel“ hinzufügen, und alle jüdischen Frauen mit deutschen Vornamen mussten ihren Namen mit „Sara“ ergänzen (Grethlein 1994: 757).

Literatur

- Barry III, Herbert/Aylene S. Harper (1993): *Feminization of Unisex Names from 1960 to 1990*. In: *Names* 41, S. 228-238.
- Biemans, Monique (1999): *Production and perception of gendered voice quality*. In: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), *Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 63-72.
- Bieritz, Karl-Heinz (1991): *Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart*. München: Beck.
- Bothmer, Lenelotte von (1996): *„Mit der Kuh am Strick“*. Szenen aus den Dienstjahren einer Hinterbänklerin. Hamburg: Antonia Verlag.
- Brosius, Hans-Bernd/Joachim F. Staab (1990): *Emanzipation in der Werbung? Die Darstellung von Frauen und Männern in der Anzeigenwerbung des „Stern“ von 1969 bis 1988*. In: *Publizistik* 35, S. 292-303.
- Buchmann, Marlis/Manuel Eisner (2001): *Geschlechterdifferenzen in der gesellschaftlichen Präsentation des Selbst. Heiratsinserate von 1900 bis 2000*. In: Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 75-107.
- Busch, Norbert (1995): *Die Feminisierung der ultramontanen Frömmigkeit*. In: Irntraud Götz von Olenhusen (Hrsg.), *Wunderbare Erscheinungen: Frauen und katholische Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert*. Paderborn u.a.: Schöningh, S. 203-220.
- Cerulo, Karen A. (1997): *Identity Construction. New Issues, New Directions*. In: *Annual Review of Sociology* 23, S. 385-409.
- Conradt, David (1980): *Changing German Political Culture*. In: Gabriel Almond/Sidney S. Verba (Hrsg.), *The Civic Culture Revisited*. Boston: Sage, S. 212-272.
- Diedrichsen, Uwe (1995): *Namensrecht, Namenspolitik*. In: Ernst Eichler et al. (Hrsg.), *Namensforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 1763-1780.
- Drosdowski, Günther (1974): *Duden Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von mehreren tausend Vornamen*. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Fahrenkrog, Rolf Ludwig (1939): *Deutschen Kindern – Deutsche Namen*. Berlin.
- Ferree, Myra Marx/William A. Gamson/Jürgen Gerhards/Dieter Rucht (2002): *Shaping Abortion Discourse: Democracy and The Public Sphere in Germany and the United States*. New York: Cambridge University Press.
- Gerhards, Jürgen (2003): *Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gerhards, Jürgen/Rolf Hackenbroch (1997): *Kulturelle Modernisierung und die Entwicklung der Semantik von Vornamen*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 3, S. 410-439.
- Gerhards, Jürgen/Rolf Hackenbroch (2000): *Trends and Causes of Cultural Modernization. An Empirical Study of First Names*. In: *International Sociology* 15, S. 501-532.
- Gerr, Elke (1985): *Das große Vornamenbuch*. München: Humboldt.
- Goffmann, Erving (1977): *The Arrangement Between the Sexes*. In: *Theory and Society* 4, S. 301-331.
- Grethlein, Christian (1994): *Name/Namengebung – IV. Kirchengeschichtlich*. In: Gerhard Müller (Hrsg.), *Theologische Realenzyklopädie*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 754-758.

- Grethlein, Christian (1994a): Name/Namengebung – V. Praktisch-theologisch. In: Gerhard Müller (Hrsg.), *Theologische Realenzyklopädie*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 758-760.
- Heintz, Bettina, (Hrsg.) (2001): *Geschlechtersoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: *Zeitschrift für Soziologie* 18, S. 100-118.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hobsbawm, Eric J. (Hrsg.) (1984): *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hörsch, Noline (1994): *Republikanische Personennamen. Eine anthroponymische Studie zur Französischen Revolution*. Tübingen: Niemeyer.
- Hornborstel, Stefan (1997): Eigennamen – die Politik der feinen Unterschiede. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften*. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden. Bd. 2. Opladen: Leske + Budrich, S. 407-414.
- Kohlheim, Volker (1996): Die christliche Namengebung. In: Ernst Eichler et al. (Hrsg.), *Namenforschung: Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 1048-1057.
- Lemm, Kristi/Mahzarin R. Banaji (1999): Unconscious Attitudes and Beliefs About Woman and Man. In: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), *Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 215-235.
- Lieberson, Stanley (2000): *A Matter of Taste. How Names, Fashions and Culture Change*. New Haven und London: Yale University Press.
- Lieberson, Stanley/Elizabeth O. Bell (1992): Children's First Names. An Empirical Study of Social Taste. In: *American Journal of Sociology* 98, S. 511-554.
- Lieberson, Stanley/Susan Dumais/Shyon Baumann (2000): The Instability of Androgynous Names. The Symbolic Maintenance of Gender Boundaries. In: *American Journal of Sociology* 105, S. 1249-1287.
- Lieberson, Stanley/Kelly S. Mikelson (1995): Distinctive African American Names: An Experimental, Historical, and Linguistic Analysis of Innovation. In: *American Sociological Review* 60, S. 928-946.
- McLeod, Hugh (1988): Weibliche Frömmigkeit – männlicher Unglaube? Religion und Kirchen im bürgerlichen 19. Jahrhundert. In: Ute Frevert (Hrsg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S. 134-156.
- Mitterauer, Michael (1988): Namengebung. In: *Beiträge zur historischen Sozialkunde* 18, S. 36-70.
- Mitterauer, Michael (1989): Entwicklungstrends der Familie in der europäischen Neuzeit. In: Rosemarie Nave-Herz/Manfred Markelka (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*. Bd. 1: Familienforschung. Neuwied: Luchterhand, S.179-194.
- Mitterauer, Michael (1993): *Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte*. München: Beck.
- Mosse, Goerge L. (1997): *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Stuttgart: Fischer.
- Naumann, Horst/Gerhard Schlimpert/Johannes Schultheis (1986): *Vornamen Heute*. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Nave-Herz, Rosemarie/Corinna Ommen-Isemann (2001): Familie. In: Hans Joas (Hrsg.), *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 289-310.
- Nickel, Hildegard Maria/Hasko Hüning (1996): Geschlechterverhältnis im Umbruch. In: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung* 37.
- Nunner-Winkler, Gertrud (2001): Geschlecht und Gesellschaft. In: Hans Joas (Hrsg.), *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 265-288.
- Olenhusen, Irmtraud Götz von (1995): Die Feminisierung von Religion und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert: Forschungsstand und Forschungsperspektiven (Einleitung). In: Irmtraud Götz von Olenhusen et al.: *Frauen unter dem Patriarchat der Kirchen. Katholikinnen und Protestantinnen im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart u.a.: Kohlhammer, S. 9-21.
- Pasero, Ursula/Friederike Braun (Hrsg.) (1999): *Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Raschauer, Bernhard (1978): *Namensrecht*. Wien/New York: Springer.
- Seibicke, Wilfried (1991): *Vornamen*. Frankfurt a.M.: Verlag für Standesamtswesen.
- Simon, Michael (1989): *Vornamen wozu? – Taufe, Patenwahl und Namengebung in Westfalen vom 17. Jahrhundert bis zum 20. Jahrhundert*. Münster: F. Coppenrath Verlag.
- Smart, Veronica (1995): Personal Names in England. In: Ernst Eichler/Gerold Hilty/Heinrich

- Löffler (Hrsg.), *Namenforschung: Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 782-786.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2000): *Datenreport 1999*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Strand, Elizabeth A. (1999): *Gender perception influences speech processing*. In: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), *Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 127-136.
- Tyrell, Hartmann (1986): *Geschlechtliche Klassifizierung und Geschlechterklassifikation*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38, S. 450-489.
- Wehler, Hans-Ulrich (1995): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. 1849-1914. München: Beck.
- West, Candice/Don H. Zimmermann (1991): „Doing Gender“. In: Judith Lorber/Susan A. Farrell (Hrsg.), *The Social Construction of Gender*. Newbury Park: Sage, S. 13-37.
- Wolffsohn, Michael/Thomas Brechenmacher (1999): *Die Deutschen und ihre Vornamen. 200 Jahre Politik und Öffentliche Meinung*. München/Zürich: Diana.
- Zurstiege, Guido (1998): *Mannsbilder – Männlichkeit in der Werbung. Ein Untersuchung zur Darstellung von Männern in der Anzeigenwerbung der 50er, 70er und 90er Jahre*. Opladen: Westdeutscher Verlag.